

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

8 (21.2.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrierte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet
von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N. 8.

Sonntag, den 21. Februar.

1904.

Kreuz oder Halbmond?

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Von Arno von Walden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

8. Kapitel. Wandlungen.

Es folgte eine stürmischbewegte Zeit für Jerusalem. Auf allen Wegen, in allen Häusern jahndete man nach Christen; denn man brachte die nächtliche Zusammenkunft in Assad Ben Omars Hause in Zusammenhang mit dem nahe bevorstehenden Kriege mit den Kreuzfahrern, die von Tyrus her schon südostwärts drangen. Man glaubte diejenigen, die im Garten Assads in jener Nacht sich vereinigt hatten, um das heilige Opfer zu feiern, im geheimen Einverständnis mit dem Feinde und sah eine Verschwörung in dieser Versammlung. Das Wort vom Verrat lag unheil-drohend und dunkel in der Luft und erregte die Geister der Moslemin.

Finster und mit düsteren Mienen ging das Volk in jenen Tagen in Jerusalem umher. Die Kunde von jener Versammlung war zum Ohr eines jeden gedrungen. Aber während nur die wenigsten Mitleid mit den Gefangenen fühlten, war die Mehrzahl der fanatischen Bekenner Muhammeds von Zorn und Ingrimm erfüllt. Sie glaubten an einen Verrat, den die Christen planten, und die Strafe für einen solchen Verrat konnte nur eine sein.

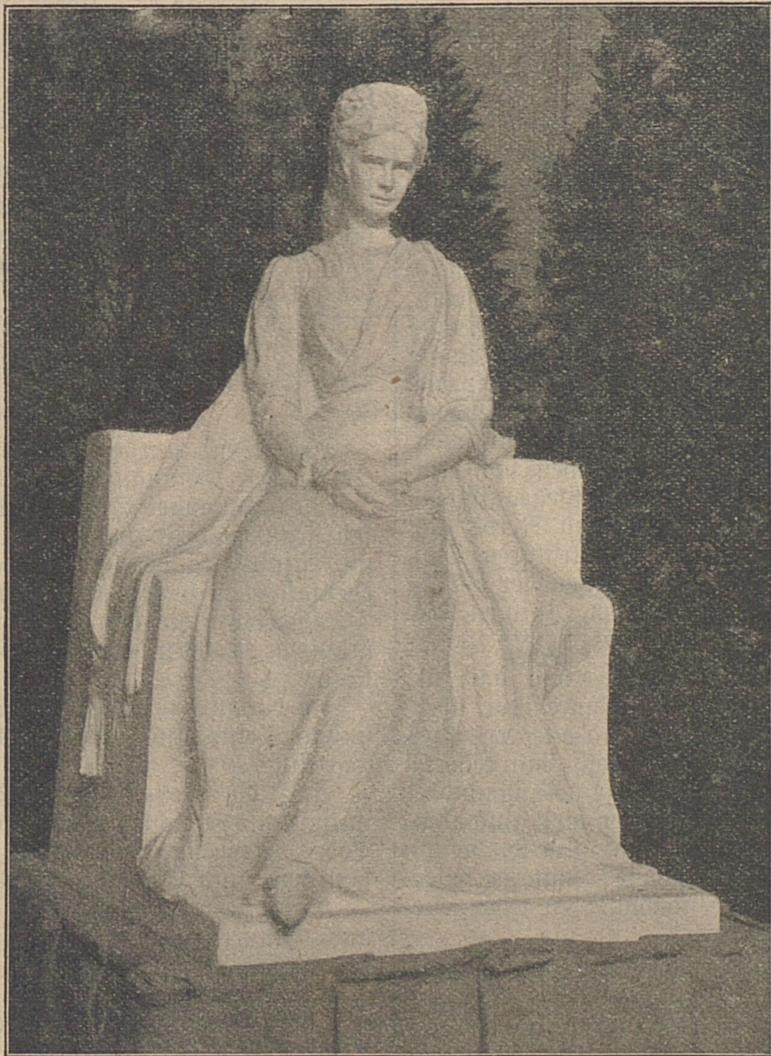
Das Wort „Tod“ ging leise von Mund zu Mund. Dann hörte man es lauter. An den Straßenecken sprach man es, wo zwei sich trafen, redeten sie davon. Und eines Tages ging die Kunde durch die Menge, es sei eingetroffen, was sie gesprochen hätten. Der Tod sei über eine Anzahl Christen, die die Anstifter der Versammlung gewesen waren, wirklich verhängt.

Die Zeit war dunkel und ernst für Jerusalem. Ein großes Sterben ging durch die Stadt. Vom Meer her waren schädliche Dünste aufgestiegen und ostwärts gezogen; hier waren sie zusammengestoßen mit der stickigen, krankheit-schwangeren Luft, die über den Gestaden des Toten Meers und den sumpfigen Jordanufern stets brütet. Das Fieber raffte hunderte hin, und man sah darin eine Aufforderung des Himmels, rasch und streng mit den Auf-rührern, den Leugnern von Muhammeds Macht und Lehre, zu verfahren.

Dann dröhnten eines Tages Jerusalems verwitterte Steine vom Marschtritt eines Heeres wieder. So mochten einst die römischen Legionäre durch Jerusalems Straßen gezogen sein, ernst, schweigend, mit unglückverheißenden Mienen. Der gleiche Ausdruck lag auch auf den Gesichtern dieser Truppen. Es war die Heeresmacht, die Selim, der Sultan der Zubiden, aufgeboden, und die Assad Ben Omar zusammen-gerufen hatte, um gegen die Kreuzfahrer zu ziehen.

Es kamen ihrer von Tag zu Tag mehr. Fast in jedem Haus der Stadt sah man sie. Es waren hartknochige, starke Gestalten mit struppigem Haar und verwilderten Mienen, echte, knorrige Söhne der Wüste. Die Kampfgier lag in ihren Augen, in jeder Bewegung ihres untersehten, geschmeidigen Körpers. Aber der Krieg schien doch noch nicht so nahe bevorstehend.

Denn Wochen und Monate vergingen, ehe man aufbrach, und als man sich dann ernstlich rüstete, ging es schon auf Spätsommer zu. Ueber das Schicksal der gefangenen Christen vernahm man unterdessen nichts Näheres weiter. Vielleicht,



Modell zum Denkmal der Kaiserin Elisabeth für Wien.
Entworfen von Professor Hans Bitterlich.

daß man sie als Geiseln wider das Heer der Kreuzfahrer gebrauchen wollte. — Aber eines Tages sprach das Volk dann mit Bestimmtheit davon: zehn von ihnen — der Priester und neun andere hervorragende Teilnehmer der Versammlung — sollten enthauptet werden. —

Die Sklaven in Assads Hause hatten auf dem Markte davon gehört; durch sie erfuhr es Rodrigo. Das Herz krampfte sich ihm zusammen, so rührte ihn die Kunde. Er flog hinauf zu seinem Zimmer, Zussuf kam ihm die Treppe nieder entgegen. Das Gesicht von Assads Sohn beneßten Tränen.

„So ist es nun da,“ sagte er. „Ich war bei meinem Vater. Er sprach davon: das Urteil ist unwiderruflich.“

Rodrigo nahm ihn am Arm.

„Komm mit, Zussuf,“ bat er. „Und laß uns ruhig sein, denn wir mußten es ja ahnen.“

„Aber Christus hat doch die Macht! Er ist doch der wahre Gott!“ sprach Zussuf, wie im Zorne. „Warum rettet er sie nicht?“

Rodrigo legte ihm leise die Hand auf die Schultern und umschlang ihn.

„Geh mit mir, Zussuf,“ sagte er. „Laß uns bei mir darüber sprechen. Noch bist Du zu erregt von der Kunde. Wohl könnte sie Christus retten, aber denkst Du nicht mehr daran, was er tat, als sie ihm am Kreuz zuriefen: Steig herab und hilf Dir selber!? Wolte er nicht die Welt erlösen mit seinem Blute?“

Sie traten in Rodrigos Zimmer und ließen sich nieder. Draußen sang der Sommer sein Lied; denn der Frühling war schon längst wieder dahin; süß und weich scholl der Ruf der Vögel herein durchs offene Fenster, und ein berauschend schwüler Duft wogte über allen Gärten.

„Laß mich Dir erzählen von den ersten Christen,“ sagte Rodrigo. Und dann erzählte er. Von dem Tode der Apostel erzählte er, vor allem von dem des größten unter ihnen, vom Kreuztode Petri. Die schöne Legende von der Erscheinung Christi stieg vor den Blicken der Knaben auf: Aus seinem Kerker entflohen zog Petrus auf der Via Appia hin, der Freiheit entgegen. Aber des Weges her kommt ein stiller, müder Wanderer, ein Kreuz auf den Schultern, den Dornenreis um die blutende Stirn. Und Petrus erkennt in ihm den Erlöser, den Heiland, den Meister, der ihm vorausging im blutigen Tod. . . . „Quo vadis, domine?“ stammelte er bewegt; „Herr, wohin gehst Du?“ . . . Und die sanfte, weiche Stimme des Heilands spricht leis, wehmütig, in unendlichem Schmerze: „Vado iterum crucifigi pro te — Ich will wiederum für Dich gekreuzigt werden“ . . . Wie der Mondschein der Appischen Straße und die stillen Gräber am Rand derselben vor ihrem Geiste aufstiegen! . . . Und dann sprach Rodrigo von andern, von den Tausenden und Abertausenden, von den Millionen, deren Blut für Christi Glauben schon rann . . . Er redete vom opfertodbereiten Glauben, von dem heldenhaften Mut, mit dem sie alle dem Tod entgegen gingen, in den Arenen und Tierkäfigen, in den Gärten Neros als Pechackeln lodern, vor den Tribunalen der Prätores Diokletians enthauptet. Und dann von den Palmen der Ewigkeit, die um die Wasser der Erlösung rauschen, Palmen, die allen werden, die den Tod für Christus starben.

Zussuf lauschte bebend und atemlos. Was war das für eine Welt! Groß und leuchtend stieg sie vor ihm empor, aber die Sonne, die in ihrem Mittelpunkt stand und alles erhellte, war Christus. Eine stürmische Sehnsucht nach ihm loderte in dem Herzen des Knaben auf. Wie war Mohammeds Glaube dunkel und die Seele ertötend! Aber hier ging ihm das junge Herz plötzlich auf, warm wurde es und leuchtend. Dann, als Rodrigo geendet hatte und schwieg, sagte er leise:

„Rodrigo, wie sehne ich mich, die nochmals zu sehen, die den Mut haben, solchen Tod zu sterben!“

„Auch ich sehne mich danach, Zussuf. — Sag, wann müssen sie sterben?“

„Mein Vater sprach davon. An diesem Tage noch werden sie enthauptet, aber niemand darf zusehen bei ihrem Tode. Aber nachts werden ihre Leichname im Totenjaal des Gefängnisses aufbewahrt werden; denn erst morgen werden sie bestattet. Ich kenne den Torwächter des Gefängnisses. Es ist ein guter Mann. Er wird uns einlassen, die Toten noch einmal zu betrachten, wenn ich ihn darum bitte.“

„O, wenn wir das könnten, Zussuf! Wie würde ich Dir danken!“

„Ich will den Torwächter bitten. Am Abend soll die Hinrichtung statifinden. Vor Einbruch der Nacht freilich könnten wir die Toten nicht sehen, denn die anderen Wachen sind streng und hart in ihrem Amte; ist ihnen doch der Tod sicher, wenn sie es verlezten.“

„Um welche Stunde werden wir eintreten können, Zussuf?“

„Vor Mitternacht.“

„Und wird dem Wächter wirklich nichts geschehen? Ist alles sicher? Denn ich möchte ihn nicht in Gefahr bringen wegen seiner Güte.“

„Es ist alles sicher, Rodrigo,“ sprach Zussuf fest und bestimmt. „Niemand wird uns stören, bei den Leichen der Martyrer zu beten.“

Rodrigo blieb allein zurück, indes Zussuf ging, den Plan vorzubereiten. Seine Seele zitterte vor Angst, Erwartung und Hoffnung. War die Zeit wohl anders jetzt als damals, wo die ersten Verfolgungen über Christi Befenner hereinbrachen? Drei Jahrhunderte lang hatten sie gewütet.

Der Knabe dachte wieder an die Verluste der Christen im heiligen Lande, an die Vergeblichkeit der Bemühungen der Kreuzfahrer, den Boden des geweihten Landstrichs dem Namen Christi dienstbar zu machen. Wie oft hatte er vorher gezweifelt, wenn er sah, wie Fuß um Fuß des Bodens den Christen wieder abgeringen wurde, wenn das Schwert der Kreuzfahrer so selten siegreich war! Wie oft hatte da Mutlosigkeit seine Seele beschlichen. — Aber nun sah er ein, wie töricht sein Zweifel und sein Bangen gewesen waren. Denn Christi Macht erlosch nicht, mochte auch die Kraft armen Menschentums manchmal sie zu überwinden scheinen; der Opfermut dieser Christen, die jetzt drüben im Gefängnis am Berge Moria ihrem Tode lächelnd, zu ihrem Heiland freudig aufschauend, entgegengingen, zeigte es ihm.

Wie hatte doch Christus einst gesprochen?

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Ja, das war es. Ueber die Grenzen dieser Welt hinaus ging sein Reich, dorthin, wohin alle Seelensehnsucht zieht in langen Nächten, aus öder Einsamkeit. . . Eine sieghafte Freude ging durchs Herz des Knaben. Still und lächelnd lehnte er sich ans Fenster und blickte hinaus in den Garten, der in goldenem Abendlicht glänzte. Ihm war, als müßte der Himmel, der sich drüben auf den Berg Bezetha niederneigte, seine abendrotumsäumten, goldenen Pforten aufstun und Christus daraus hervortreten, groß und herrlich, in wolkenweißem, wallendem Kleide, mit Diademen von Sternen das Haar durchkränzt. Und als müßte die weiche Stimme des Ewigkeitskönigs den für ihn jetzt sterbenden Befennern entgegen tönen, indes diese vor ihm niederknieten und die Kronen der Seligkeit auf ihre bleichen Stirnen sanken. — — —

Am Abend starben sie dann. Das Volk wogte vor den Toren des Gefängnisses. Aber niemand durfte eintreten. Furcht und banges Schauern lagen auf den Mienen aller, die sich draußen drängten. Auch Rodrigo war unter ihnen; er und Zussuf standen abseits der Masse, bleich und fröstelnd, ebenfalls von Erregung bebend.

Aber dann auf einmal scholl es leise zwischen den dunkeln, massigen Mauern hervor. Leise erst, dann lauter und immer lauter.

Aber dann wurden die Stimmen weniger; dann sang nur noch eine, und auch diese brach plötzlich jäh ab, und alles war still.

Auch die Menge schwieg, die sich draußen gestoßen hatte in dichtem Gewühl auf dem großen Plage. Die Schauer des Todes hatten sie überwältigt. Sie fühlten, hier starben Unschuldige, und Entsetzen lähmte ihre Glieder.

Dann zerstreuten sie sich. Stumm und ernst gingen alle nach Hause. Keiner wagte zu reden. Denn ihre Herzen schlugen stürmisch, anklagend, richtend. Ueber sie herab sank eine frühe Nacht, finster und schwül, mit schwarzem Gewölk am Himmel und laut rauschendem Wind in sternenloser Dunkelheit.

Rodrigo wachte beim matten Schein einer Ampel. Er harrte auf Zussuf. Er fühlte nicht, wie die Zeit verging. Sein Denken war ein einziges, fortwährendes Gebet.

Draußen schwankten die Bäume des Gartens finster und gespenstisch hin und her. Einmal versuchte der trübgelbe Mond, durch die Wolken zu brechen. Aber ein riesiges

Schatteningetüm schob sich vor ihn, und alles war wieder Finsternis und Einsamkeit.

Die Nacht schien zu trauern über den Frevel, den Menschenschuld begangen. Die Zweige der hohen Platanen schlugen an das dünne Glas der Fenster und der Sommerwind raschelte im Laubwerk des Gartens. Ein Sturm des Südens zog herauf, schwarz, unheilbringend, mit blauem grellem Wetterleuchten über den Bergen.

Rodrigo harrete indes weiter und weiter. Ihn störte nicht der Sturm, der draußen zog. Seine Gedanken nahmen ihren Flug durch diese dunklen Wetterwolken hindurch zu dem Himmel, der vor seiner Seele im Glanz ewiger Sonne stand.

Genau eine Stunde vor Mitternacht kam dann Jussuf. Er war in einen dichten Mantel gehüllt. Sein Gesicht war bleich, aber seine tiefen, dunklen Augen leuchteten in Erwartung.

„Bist Du bereit?“ fragte er.

Rodrigo nickte.

„Ich habe den Wächter gefragt. Niemand wird uns überraschen. Denn alle andern Wächter sind fern von den Gängen, durch die wir schreiten müssen. Und dann ist die Nacht so dunkel, daß uns wohl keiner schauen wird.“

„Wollen wir gehen!“ bat Rodrigo.

„Leg einen Mantel um,“ riet Jussuf. „Der Wind stürmt so sehr. Er schleudert Ziegel von allen Dächern. Es wird eine schreckliche Nacht.“

Rodrigo folgte. Dann schritten sie leis und vorsichtig fort. Der Wächter an Assad Ben Omars Pforte war eingeschlafen. Aber auch ohnedies hätte er jedenfalls nicht gewagt, den Sohn seines Gebieters anzuhalten.

Sie schlossen leise auf und traten auf die Straße. Der Wind fuhr die Straße herauf und ihnen entgegen. Ein kalter Regen peitschte ihr Gesicht. Aber sie achteten's nicht und zogen den Mantel nur enger um die Schultern. Kein Mensch war in der sturmbelegten Nacht auf den Gassen zu sehen. Ihr Weg war nicht weit. Nach wenigen Minuten hatten sie ihr Ziel erreicht. Dunkel und drohend ragten die hohen Gefängnismauern in die rabenschwarze Luft.

Der Torwächter hatte sie erwartet, er schloß leise auf und ließ sie ein. In seiner Stimme lag ein mitleidiger Klang, als er sie bat, ihm zu folgen. Das matte Licht, das er trug, beleuchtete seine treuen, ehrlichen Züge, die von Schmerz bewegt waren. Auch er zeigte offenbar innigen Anteil am schweren Lose der Christen, obwohl er sich zu Muhammed bekannte. Nun schloß er eine Pforte auf, sie traten ein. Er aber ging die Gänge zurück, um wieder auf seinen Posten zu kommen.

„Wann soll ich Euch abholen?“ fragte er noch, ehe er ging. Rodrigo sah, wie er eine Träne aus dem Auge wischte.

„In einer Stunde,“ sagte Jussuf leise. „Ich danke Dir.“

Der Wächter entfernte sich leise. Nun waren sie allein; allein mit sich und den Toten, die für ihren Heiland gestorben waren.

Still und ruhig lagen sie da in ihren Särgen. Das Licht einer Ampel schwebte matt über dem Raume hin; es zitterte und zuckte wie vor Schmerz. Bleich und friedlich lagen alle; kein Blut entfloß mehr der klaffenden Wunde am Hals, die man mit Blumen milde zugedeckt hatte — ein Zeichen des Erbarmens selbst an dieser Stätte der Qual und des Todes. Allen hatte man die Hände gefaltet; es war wohl der Wächter, der es getan hatte; auf aller Antlitz lag ein leises Lächeln. Die blassen Blumen, die man über sie gestreut, dufteten so mild. So mild duftete ihnen wohl auch der Garten der Ewigkeit, nach dem ihre sterbende Seele sich sehnt.

Die Knaben knieten nieder, sie redeten nichts. Dazu war die Stunde zu überwältigend groß. Aber Gebete strömten durch ihre Seelen. Und dann begannen sie zu weinen; heiße Tränen netzten die dunklen Fliesen des Bodens.

Wie nahe war er selbst gewesen, diesen Tod zu sterben! Rodrigo dachte daran. Aber er bebt nicht davor zurück. Nein, das Los derer, die hier vor ihm lagen in ihren blassen, weißen Friedensblüten und ihrem Lächeln der Seligkeit um die Lippen so heimwehvoll, so friedensstill aussahen, dünkte ihm so beneidenswert.

Die Zeit ging. Fast hörte man nichts vom lauten Sturm, der draußen tobte. Die dichten Mauern dämpften und erstickten seinen Schall. Und Friede war hier nur und Heiligkeit, und wieder Friede.

So ging die Stunde vorbei. Da stand Jussuf auf.

„Rodrigo,“ sprach er. „Rodrigo, höre auf mich!“

Rodrigo erhob sich, aus seinem weltverlorenen Beten erwachend.

„Rede, Bruder, rede,“ bat er.

Da wies Jussuf hin auf die Toten und sprach, leise und ruhig, aber fest und stark in vollendetem Entschlusse:

„Bruder, ich glaube! . . . Ich bin ein Christ!“

„Jussuf!“ rief Rodrigo. Jubel und Seligkeit erstickte seine Stimme.

„Ich habe es gesehen, Bruder . . . Christus ist Gott, er allein der wahre Gott . . . Die Toten sagen es uns, die hier liegen . . . Ich bin ein Christ.“

„Mein Bruder!“

Rodrigo vermochte nichts weiter zu sagen. In überquellender Seligkeit hatte er Jussuf umschlungen.

Sie standen lange so. Dann hörten sie den Schritt des Wächters näherkommen auf dem Gange. Die Stunde war vorüber, die sie vereinbart. Er kam, sie abzuholen.

Sie schrafen auf. Dann blickten sie nochmals auf all die stillen, blassen Schläfer in ihren Särgen, mit ihrem seligen Lächeln, in ihren weichen, weißen Blüten. — Noch ein kurzes Gebet zu jenen und dann schritten sie fort.

Traurig öffnete der Wächter ihnen die Pforte.

„Der Himmel vergelte es Dir,“ sagte Jussuf leise zu ihm. Der starke Mann wurde von Rührung und Mitleid bewegt wie ein Kind.

„Geht,“ bat er, „geht. Denn der Sturm wird immer drohender. Und möge auch Euch der Himmel schützen!“

(Fortsetzung folgt.)

Neues Leben.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe mich für Gott entschieden,
Es schwand dahin, was mir einst wert;
In meiner Seele wohnt der Frieden,
Mir ist das höchste Glück besichert.

Ist auch das Glück mir hier entschwunden,
Was ist es denn, das mir verfaßt?
Ich hab' das Kostlichste gefunden
Und sage meinem Retter Dank!

Zu mir entspringt ein neues Leben,
Das quillt so reich und doch so still;
O selig, wer in Gott ergeben,
Und alles trägt, weil er es will!

Ich fühl' ein leises Frühlingsahnen,
Das in dem Herzen keimt und schafft,
Ich gehe einsam meine Bahnen,
Doch trag ich in mir neue Kraft.

Die Menschen wollen's nicht verstehen,
Und schütteln über mich das Haupt;
Der aber weiß, was mir geschehen,
Der an ein neues Leben glaubt.

Garlsruhe.

Luise Bruhn.

Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika.

(Hierzu zwei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Kaum war es gelungen, den Aufstand der Bondelzwarts in Deutsch-Südwestafrika niederzuwerfen, da kam die Kunde von ernstem Unruhen unter den Hereros und eröffnete die Aussicht auf einen Krieg, der in Anbetracht der Stärke dieses Stammes nicht leicht sein dürfte. Die Herero sind ein den Kaffern nahe verwandter Bantustamm und vor etwa hundert Jahren von Norden her in das heutige Schutzgebiet eingewandert. Später wurden sie von den nachfolgenden Ovambo südwärts in das Gebiet der Bergdamara, ihren heutigen Sitz, gedrängt. Ihre Anzahl wird auf etwa 65 000 Köpfe geschätzt; ihre Krieger sind mit Wurfskeule (Kirri) und Asagai bewaffnet, doch haben viele, namentlich im Süden, auch Gewehre. Die aktive deutsche Schutztruppe in Südwestafrika bestand seither aus gegen 60 Offizieren und Militärbeamten, 151 Unteroffizieren, 620 weißen und 187 farbigen Soldaten. Zu ihrer Unterstützung war sofort der Landsturm im Schutzgebiet aufgeboden worden. Außerdem ist bereits eine Verstärkung am 6. Januar 1904, nachmittags

3½ Uhr, vom Neuen Hafen in Cuxhaven aus in See gegangen zum Ersatz der Schutztruppen. Er besteht aus 5 Offizieren und 230 Unteroffizieren und Mannschaften; Transportführer dieser Ersatztruppen, die sich auf 3½ Jahre ver-

Es dürfte sich zunächst um die Vertreibung der Rebellen aus dem Gebiete von Okahandja (303 Kilometer von Swakopmund entfernt) handeln. Okahandja ist eine der fünf wichtigsten sogenannten Kapitänschaften des Herero-



Zum Aufstand in Deutsch-Südwestafrika: Einschiffung von Ersatzmannschaften in Cuxhaven.

pflichtet haben, ist Oberleutnant von Winkler, der bereits sechs Jahre im Schutzgebiet tätig war. Der Transport wurde in Berlin zusammengestellt. Die neue Uniform ist nun fleid-samer. Das vorherrschende Grau der Uniformierung wird jetzt durch die blauen Aufschläge und die gelbe Säbelfoppel, sowie die hohen gelben Stiefel belebt.

Dieser Trup-pentransport war überhaupt der erste, der von Cuxhaven aus in See ging. Die Truppen sind am 3. Februar in dem südwest-afrikanischen Hafen Swakop-mund gelandet.

Zur Mobilisierung und schleunigen Ab-sendung wei-terer Verstärk-ungen wurden sofort die nöti-gen Befehle er-lassen. Der Reichskanzler Graf Bülow be-gründete am 18. Januar die Notwendigkeit dieser Maßnah-men vor dem deutschen Reichstag, der seine Ausführ-ungen mit leb-haftem Beifall begleitete. Am 21. Januar,

nachmittags, ist das Expeditionskorps auf dem norddeutschen Lloydampfer „Darmstadt“ von Wilhelmshaven aus abge-fahren. In Kiel richtete Prinz Heinrich von Preußen im Auf-trag des Kaisers Wilhelm eine Ansprache an die Truppen.

Damara genannt, sind Viehzüchter und leben als Roma-den, ihre Wohnsitze je nach der Jahreszeit wechselnd. Das politische Gefüge dieses Volkes ist äußerst lose. Der Einfluß des Oberkapitäns Samuel Maherero in Okahandja reicht nicht weit über die nächste Umgebung hinaus, und die in den oben genannten Orten sitzenden Haupt-

stammes; die andern sind Wa-terberg, Omaruru, Otjimbingwe und Okandjose. Eine besondere Kapi-tänschaft bilden die um Gobabis an-sässigen Ovam-bandieru. Das Hererogebiet nimmt den südli-chen Abschnitt der Nordhälfte des Schutzgebietes ein, liegt unmittelbar nördlich von dem Gouvernements-sitze Windhut und wird von der Ei-senbahn durch-queret.

Die zu dem großen Stamm der Bantuvölker gehörenden Herero (Mehrzahl Ova-herero) oder

Die zu dem großen Stamm der Bantuvölker gehörenden Herero (Mehrzahl Ova-herero) oder



Herero vor ihrer Hütte (Vorbau und Eingang).

linge oder Hauptkapitäne fügen sich ihm ebensowenig, wie ihnen selbst wiederum die zahlreichen Kapitäne. Gleich dem ihm nahe verwandten Zulu ist der Herero von hoher, schlanker Figur und sehnigem Körperbau. Das schmale

Gesicht mit der gebogenen, feinrückigen Nase, den dünnen Lippen, der gewölbten Stirn und dem bald stolz, bald lauernd blickenden Auge hat wenig von dem gewöhnlichen Negertypus. Man findet häufig unter ihnen Männer, die 1,75 bis 1,80 Meter groß sind, auch die Frauen sind meist von stattlichem Wuchs. Ihre Kleidung besteht, wie es einem Volk von Viehzüchtern geziemt, fast ganz aus Leder und ähnelt nach Regel, mit Ausnahme des Kopfpuzes der Frauen, dem der Namaqua. Männer und Weiber tragen als

Hauptkleidungsstücke ein oder zwei Schaf- oder Ziegenfelle um die Lenden. Die Weiber haben darunter eine Schmuckschürze aus zahllosen Lederstreifen, worauf Stückchen aus Straußeneierschalen oder bei den Wohlhabenderen auch Perlen aufgereiht sind, während die Männer endlose dünne Lederstreifen in Form eines lockeren Gurts um die Lenden schlingen, worin der Kirri und unter Umständen auch andere Geräte getragen werden. Die Länge dieses Lederstreifens deutet die Wohlhabenheit des Besitzers an. Diese Felle sind, wie der Herero selbst, meist mit dicken Massen von rotem Ocker und Fett beschmiert; eigentliche Bemalung und Tätowierung ist aber nicht gebräuchlich.

Als Kopfbedeckung tragen die Männer nur bei schlechtem Wetter ein Stück Fell, dem sie die verschiedensten Gestalten geben können, außerdem Muscheln im Haar; aber die Frauen bieten in ihrer gewöhnlichen Kopfbedeckung eines der originellsten Stücke der südafrikanischen Trachten. Sie tragen von der Verheiratung an einen helmartigen ledernen Aufputz, mit Perl- oder Muschelschnüren geschmückt, von dessen hinterem Teil drei eselsohrartige Zipfel steif in die Höhe ragen. Schnüre von Elfenbein- oder Eisenperlen bis zu 10 Kilogramm schwer hängen hinten bis auf die Ferse herab.

Yi-höng,

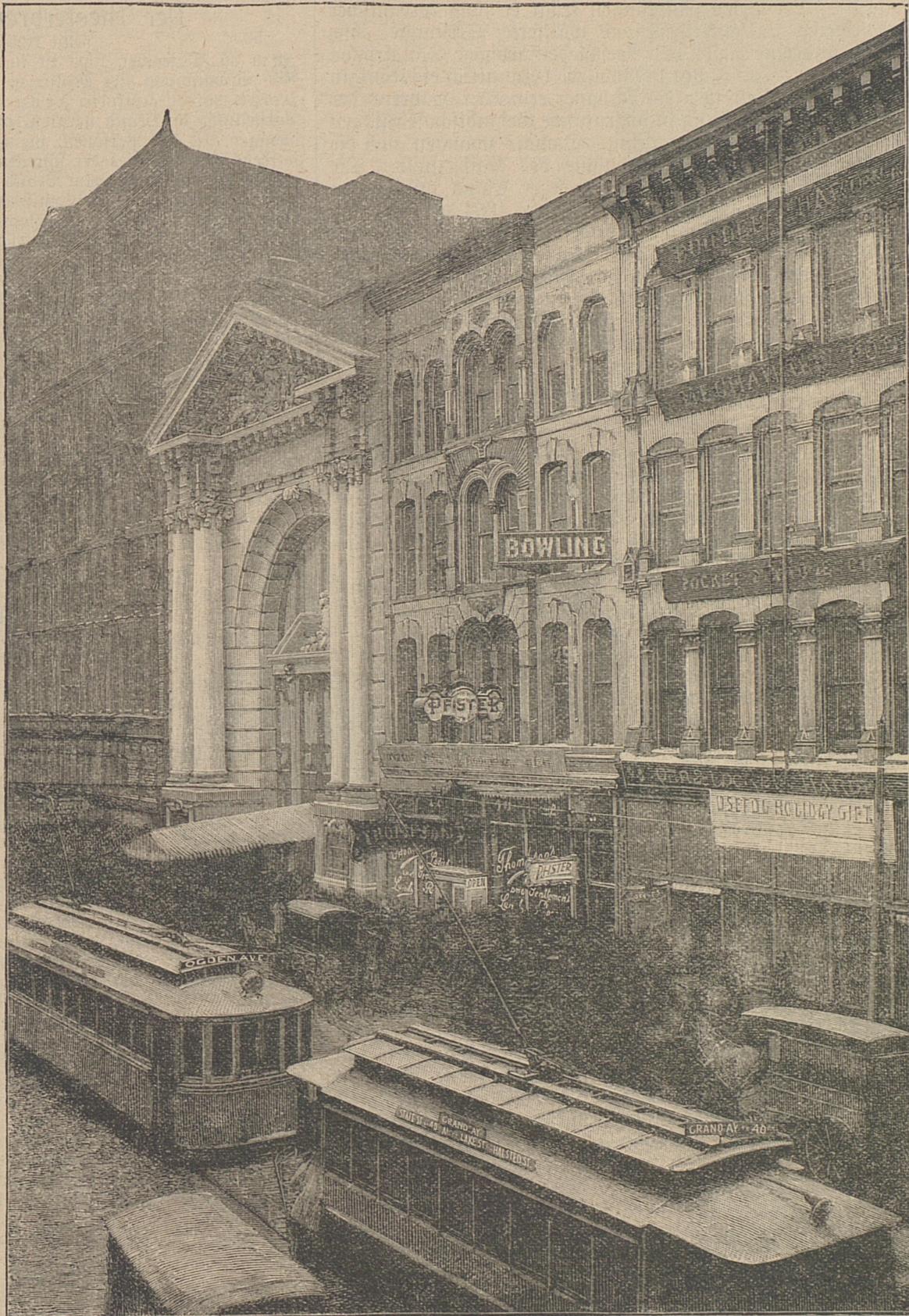
Kaiser von Korea.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Königreich Korea, welches in erster Linie den Streitpunkt zwischen Rußland und Japan bildet, gehört zu den weniger bekannten Ländern Asiens, denn es ist Fremden, die beiden Koreanern tiefeingewurzeltem Mißtrauen begegnen, schwer zugänglich. Der erste Europäer, welcher Mitteilungen über Korea bringen konnte, war der Holländer Heinrich Hamel, der im Jahre 1654 an der Insel Quelpart Schiffbruch litt, und mit einigen seiner Leidensgefährten dreizehn Jahre in Korea in der Gefangenschaft lebte. Im Jahre 1837 ließen sich römisch-katholische Missionäre — meistens Franzosen — auf der Halbinsel nieder und wirkten nicht

ohne Erfolg bis zum Jahre 1866, um welche Zeit die durch eine russische Fregatte gestellte, abgelehnte Forderung eines Handelsvertrags das Mißtrauen gegen die Europäer derart steigerte, daß sämtliche Missionäre niedergemetzelt wurden. Erst durch einen im Jahre 1876 abgeschlossenen Handelsvertrag mit Japan wurde Korea dem Handel mit dem Ausland eröffnet, der indessen äußerst geringfügig ist. Der Durchschnitt der letzten Jahre belief sich auf etwa 14 bis 15 Millionen



Der Haupteingang zu dem am 30. Dezember 1903 abgebrannten Iroquois-Theater in Chicago.

Mark. Die Koreaner gleichen im Außern mehr den Japanern als den Chinesen; hinsichtlich ihrer geistigen Bildung stehen sie auf gleicher Stufe mit den Japanern und Chinesen. Die Schulen sind sämtlich Privatanstalten, doch kann das niedere Volk durchweg die Landessprache, die entfernt mit dem Japanischen verwandt ist, lesen und schreiben. Wer aber Anspruch auf Bildung macht, muß Chinesisch betrieben haben; in dieser Sprache finden die Staatsprüfungen statt. Der aus uralten Zeiten stammende Adel besitzt ganz besondere Vorrechte. Nur

die Adelige können Zivilbeamte werden oder beim Militär eintreten.

Seit dem Jahre 1876 wurde der Herrscher Koreas als unabhängig anerkannt. Seine Person ist dem Volke heilig und unzugänglich. Niemand darf den Kaiser anblicken oder ihn berühren. Der Kaiser ist unumschränkter Gebieter über seine Untertanen und sein Wort kann ohne weiteres vom Leben zum Tode befördern. Der gegenwärtige Herrscher über Korea, Yi-Höng, zählt 52 Jahre. Er ist den Europäern freundlich gesinnt und empfängt an seinem Hof gern fremde Reisende. Bei diesen Empfängen trägt er nach koreanischer Sitte weiße Leinenkleider, dick wattierte Strümpfe ohne Schuhe und eine Reihe von verschiedenfarbigen Schlafröcken übereinander. Im Jahre 1893 wurde bekanntlich die Königin von Korea auf Betreiben der Japaner ermordet, während der König sich noch rechtzeitig in die russische Gesandtschaft flüchten konnte und so dem Tode entging. Damals zwangen auch die Japaner den König zur Annahme des Kaisertitels. Die Schutzherrschaft, welche Japan sich über China anzueignen wollte, veranlaßte im Sommer des Jahres 1894 den chinesisch-japanischen Krieg, wobei der Haß der Koreaner gegen Japan hell aufloderte. Der Kaiser wurde im Lauf der Jahre immer mehr zu einer Drahtpuppe in den Händen Japans, er muß zu allen Gewalttaten schweigen, die in seinem Lande verübt werden, und kann nicht einschreiten, wenn sich Stärkere um den Besitz dieses Landes streiten.

Kleine Rundschau.

17. Februar 1904.

In England findet bei den diesjährigen Wintervergnügen ein neuer Eismotor vielfach Verwendung. Es ist ein von einem Schotten erfundener Schlitten, der aus einer hölzernen Plattform besteht, die auf vier hölzernen Rufen ruht. Rückwärts ist der Motor von drei Pferdekraften angebracht, der den Schlitten mit einer Schnelligkeit von 25 Kilometern in der Stunde treibt. Vorn sitzt der Lenker und lenkt das Fahrzeug mit einer ähnlichen Vorrichtung, wie solche bei den Zweirädern angebracht sind. Der Motor ist so eingerichtet, daß er gegen den Wind schneller fährt als mit dem Wind, weil der Gegenwind aufgefangen und in treibende Kraft umgesetzt wird. Der neue Eisschlitten, welcher sechs Personen befördern kann, wird durch eine vortreffliche Bremsvorrichtung fast plötzlich zum Stehen gebracht, ohne daß er dabei allzusehr schleudert.

Eine andere etwas gefährlicher aussehende Neuerung auf diesem Gebiete ist ein Schlitten von etwa einem Meter Länge, der nur aus einer einzigen mit Eisen beschlagenen hölzernen Rufe besteht. Auf dieser Rufe erhebt sich ein Pflock, der eine kleine Plattform trägt, welche den Sitz des Fahrers bildet. Dieser Schlitten rast mit großer Schnelligkeit steile Wege hinunter und der Lenker bedarf einer nicht geringen Geschicklichkeit, um das Gleichgewicht zu halten.

Die amerikanische Heeresverwaltung hat seit einiger Zeit Automobil-Munitionswagen in Betrieb gesetzt, während in andern Ländern die Artillerien bisher auf das Automobil verzichtet haben, obgleich sie in der übrigen Armee bereits eingebürgert sind. Die Artillerie geht wahrscheinlich von dem Gesichtspunkte aus, daß bei dem Benzinmotor eine Explosion niemals ganz ausgeschlossen ist und die elektrischen Motoren noch mancherlei Verbesserungen bedürfen, ehe sie zu Kriegszwecken verwendet werden können. Der amerikanische Automobil-Munitionswagen ist von äußerst starker, widerstandsfähiger Bauart und kann, wie das von einem Kriegsfahrzeug verlangt wird, querfeldein in jeder Schnelligkeit fahren. Der Wagen ist gleichzeitig mit allen nötigen Ersatzteilen für Geschütze wie Räder, Seebäume u. s. w. ausgerüstet.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Wien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Die Vereinigung der Sachverständigen, die über die Entwürfe zu einem Kaiserin Elisabeth-Denkmal für Wien zu beraten hatten, hat sich einstimmig für den Entwurf von Professor Hans Bitterlich ausgesprochen und ihn als Grundlage für die Ausführung des Monuments empfohlen. Das Modell, das unser Bild zeigt, stellt die Kaiserin auf einer Bank sitzend dar. Der Kopf ist ein klein wenig nach rechts geneigt, die Hände, die im Schoß ruhen, halten ein Buch. Der Eindruck, den die Figur auf den Beschauer macht, ist, als ob die Kaiserin soeben die Lektüre unterbrochen habe, ihren Blick in die Ferne schweifen lasse und nachdenke. Sie

trägt die bekannte Frisur mit den vier Zöpfen, die kronenartig um den Scheitel gelegt sind und zum Teil auf den Nacken herabhängen. Der Natur der unglücklichen Fürstin entsprechend, soll ihr Denkmals dem Verkehr des Alltags entrückt werden und der ganze Platz, welcher den an der Lovelstraße liegenden Teil des k. k. Volksgartens einnimmt, eine kunstvolle Ausgestaltung und reichen Baum- und Blumen Schmuck erhalten. Jedenfalls wird der Kaiserin Elisabeth-Gain mit dem stimmungsvollen Denkmal, ein glänzendes Schmuckstück Wiens werden und auch für die kommenden Geschlechter die Erinnerung an die fürstliche Märtyrin wachhalten.

Der Theaterbrand in Chicago.

(Mit Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Am 30. Dezember 1903 ist in Chicago das mit einem Kostenaufwand von vier Millionen Dollars neu erbaute, erst wenige Monate vorher eröffnete Proquoy's-Theater während einer Vorstellung in Brand geraten, wobei innerhalb kurzer Zeit nicht weniger als 587 Personen, meist Frauen und Kinder, ihren Tod fanden. Es war dies der schrecklichste Theaterbrand seit Menschengedenken, denn weder beim Brand des Wiener Ringtheaters (1881), noch bei demjenigen der Komischen Oper in Paris (1900) sind so viele Menschen ums Leben gekommen. Als Hauptursache der Katastrophe wird der Umstand bezeichnet, daß der Akteurbühnenhang nicht funktionierte, sondern in halber Höhe stecken blieb, so daß durch den entstandenen Luftzug die Flammen erst recht in den Zuschauerraum drangen, und daneben die Panik, welche das Publikum ergriff. Allerdings trug zu dieser Panik auch der Umstand bei, daß die ersten, die an die Orte gelangten, wo Rettungsleitern sein sollten, dort keine Leitern vorfanden. Es war alles noch unfertig und das Haus war dicht gefüllt, da ein Ausstattungsstück („Waubart“) gegeben wurde. Erschütternde Szenen erneuerten sich unaufhörlich an den Stätten, wo die Leichen der Umgekommenen aufgebahrt waren. Die Flüge der Toten zu erkennen, war nur selten möglich, da die Gesichter durch Feuer und Rauch, meist aber durch die Fußtritte der Flüchtenden entstellt waren. Der Chicagoer Theaterbrand hat zur Folge gehabt, daß alle größeren Theatergebäude in Amerika sowohl als auch in Europa einer Untersuchung auf ihre Feuerfestigkeit hin unterzogen und manche Mängel beseitigt wurden.

Oberst Karl Dürr,

Oberbefehlshaber der gesamten Truppen in Deutsch-Südwestafrika.
(Mit Abbildung.)

Oberst Dürr, geboren 1854, trat bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 in den badischen Militärdienst und wurde am 6. März 1871 zum Leutnant im 4. badischen Infanterie-Regiment Prinz Wilhelm befördert. Im Juli 1871 mit den badischen Truppen in den Verband der preussischen Armee übernommen, wurde er jahrelang in der Adjutantur verwendet, zuletzt von 1882 bis 1885 als Brigadeadjutant in Trier. Im Januar 1886 wurde er als Ordonnanzoffizier zu dem Erbgroßherzog von Baden kommandiert und noch im selben Jahre zum Hauptmann befördert. 1891 wurde er zur Dienstleistung bei dem Großherzog von Baden kommandiert und im November 1892 als Kompaniechef im 87. Regiment nach Mainz versetzt. Dort rückte er im Januar 1894 zum Major auf, befehligte seit 1895 ein Bataillon des 117. Regiments, das ebenfalls in Mainz steht, und trat im November 1896 zur Marineinfanterie über. Anfänglich kommandierte er das I. Seebataillon in Kiel, dann von 1898 ab das III. Seebataillon in Kiautschou. Im Jahre 1900 wurde er im März à la suite des I. Seebataillons gestellt, im Juli zum Oberstleutnant befördert und im August zum stellvertretenden Inspekteur der Marineinfanterie unter gleichzeitiger Beauftragung mit den Geschäften des Kommandanten von Kiel ernannt. Im Oktober 1901 schied er aus der Marine aus, und wurde dem Stabe des Infanterie-Regiments Nr. 64 in Prenzlau zugeteilt, aber schon im März 1902 kehrte er zur Marineinfanterie zurück, indem er an Stelle des zum Kommandanten von Berlin ernannten Generalmajors von Hoepfner Inspekteur dieser Truppe mit dem Range eines Regimentskommandeurs wurde. Am 27. Januar 1903 erfolgte seine Beförderung zum Oberst.

Hippolyte Marinoni †,

Erfinder und Schriftsteller in Paris.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Wie weit es der Mensch bringen kann in seinen äußeren Verhältnissen, wenn er mit der nötigen Willenskraft ausgerüstet und dabei vom Glück begünstigt ist, das ergibt sich wieder einmal aus dem Lebensgang des am 7. Januar 1904 in Paris, im Alter von 81 Jahren, verstorbenen Buchdruckereibesizers und Fabrikanten Hippolyte Marinoni, Direktors der Aktiengesellschaft „Petit Journal“. Als völlig beschlossener Mechanikerlehrling kam derselbe vor Jahrzehnten nach Paris, und bei seinem Tode hinterließ er ein Vermögen, das über 50 Millionen geschätzt wird. Er übte während eines ganzen Menschenalters durch das von ihm herausgegebene Blatt „Petit Journal“, einen schier einzig dastehenden

Einfluß auf die öffentliche Meinung in Paris und ganz Frankreich aus.

Hippolyte Marinoni wurde am 8. September 1823 zu Sivry-Courty (Departement Seine-et-Marne) als Sohn eines Gendarmerie-Wachtmeisters geboren.



Oberst Karl Dürr, Oberbefehlshaber der gesamten Truppen in Deutsch-Südwestafrika.

Von frühester Kindheit an lernte er des Lebens rauhe Seiten kennen. Mit sieben Jahren verlor er den Vater, und schon mit elf Jahren mußte er sein Brot und Arbeit bei fremden Leuten suchen. Zunächst trat er als Lehrling in eine kleine Maschinenfabrik in der Rue d'Alsas in Paris ein. Hier wurde er alsbald gewöhnlicher Arbeiter, dann Werkführer und schließlich Direktor, ja sogar Besitzer dieser Fabrik. Als Werkführer erfand er mit zweiundzwanzig Jahren eine Schälmaschine für die Baumwollindustrie, bald darauf eine Maschine zum Falten der Zeitungen und 1847, mit vierundzwanzig Jahren baute er die erste Schnellpresse, wie sie heute noch in kleinen Betrieben in Gebrauch sind. Seit dem er sich im Jahre 1853 selbstständig etabliert hatte, vervollkommnete er mit Unterstützung des Direktors des „Petit Journal“ beständig die Druckmaschinen, und dies führte ihn 1872 zur Erfindung seiner Rotationsmaschine. Mit den Marinonischen Rotationsmaschinen brachte es das „Petit Journal“, das jetzt das gelesenste Volksblatt Frankreichs mit einer täglichen Auflage von weit über einer Million Exemplaren wurde, zu seinem beispiellosen Aufschwung. Heute allerdings ist das „Petit Journal“ von dem radikalen „Petit Parisien“ in bezug auf Auflage und Einfluß weit überflügelt.

Diese Marinonischen Rotationsmaschinen drucken je nach der Zahl der Abnehmer bis zu 100 000 Exemplaren in der Stunde. Marinoni strebte dann weiter und erfand eine Maschine für Vielfarbendruck, die gestattete, dem Hauptblatt der Zeitung billige illustrierte Beilagen mit farbigen Abbildungen beizugeben, und die auf sechs- bis achtfarbigen Rotationsdruck eingerichtet war. Die Marinonische Fabrik, deren überseeischer Export kaum von einer andern Firma des Festlandes übertroffen werden dürfte, untersteht seit Jahren der Leitung von Marinoni's Schwiegerjohn und verzeichnet in ihrem neuesten Bericht 14 650 verkaufte Druckmaschinen, welche über alle Weltteile zerstreut sind.

Trotz aller Erfolge und Millionen, hat sich Marinoni den einfachen bescheidenen Sinn bis an sein Lebensende bewahrt und machte aus seiner geringen Herkunft nie ein Hehl. In seinem Glücke vergaß er auch der Armen und Notleidenden nicht und gründete zwei Wohltätigkeitswerke hervorragender Art, die „Caisse du Secours Immédiat“ und die „Caisse des Victimes du Devoir“. Seine unschätzbaren Verdienste wurden vonseiten der französischen Regierung durch Aufnahme in die Ehrenlegion, deren Komtur Marinoni seit 1886 war, belohnt.

Die Rückkehr der Nordenskjöld'schen Südpolar-Expedition.

Otto Nordenskjöld, der Führer der geretteten schwedischen Südpolar-Expedition, ist ein Neffe des berühmten Adolf Erik Nordenskjöld. 1896 und 1897 hat er Patagonien und Feuerland bereist, dann ging er nach Alondyke und nach Ostgrönland und im Jahre 1901 traf er endlich Vorbereitungen zu einer Südpolar-Expedition, für welche durch private Sammlungen und einen großen Beitrag der schwedischen Akademie die Mittel aufgebracht wurden. Nordenskjöld kaufte den Dampfer „Antarctic“, auf welchem früher Nathorst und Andrups Fahrten im nördlichen Eismeer unternommen hatten, und am 20. Dezember 1901 verließ das für seinen nunmehrigen Zweck entsprechend verstärkte und ausgerüstete Schiff Buenos Ayres. An der Südküste von Louis Philippe-Land baute Nordenskjöld eine Hütte, in der er sich mit fünf Gefährten einrichtete, um von diesem Zentrum aus die Eiszüste zu durchforschen. Mit dem Kapitän der Antarctic (Larsen) wurde ausgemacht, daß er im Januar 1903 zurückkehre, und so ging das Schiff ab, nach Norden zu. Es kehrte aber nicht mehr zurück.

Auf dem Wege zu Nordenskjöld wurde es im Eise zertrümmert — man fürchtete schon, die Mannschaft sei ebenso verloren, wie Nordenskjöld mit seinen Gefährten. Die schwedische Regierung sandte eine Hilfs-Expedition aus, zu gleicher Zeit machte sich der Franzose Charcot auf den Weg, die schwedischen Forscher zu suchen, und endlich schickte auch Argentinien die Korvette „Uruguay“ ab. Die letztere hatte Glück. Man fand Nordenskjöld und seine Gefährten in der Station auf Louis Philippe-Land und die Mann-

schaft der „Antarctic“ auf der Insel Seymour, wo ein Vorrat von Lebensmitteln zurückgelassen worden war.

Warm war es in Nordenskjöld's Ueberwinterungshaus gerade nicht, obgleich dieses aus einem soliden Holzgebäude bestand. Die Bewohner waren jedoch froh, daß die Temperatur in diesem Hause selten unter den Gefrierpunkt ging. Schlimmer gestaltete sich die Arbeit bei den wissenschaftlichen Beobachtungen, den meteorologischen und magnetischen, die Tag und Nacht jede Stunde ausgeführt wurden. Den Pinguinen (Fettgänsen), die neben Robben das Hauptmaterial für die Mahlzeiten lieferten, konnte man keinen Geschmack abgewinnen, dagegen lieferten die Robben gutes Fleisch, und der reichliche Speck dieser Tiere war als Brenn- und Leuchtmaterial unschätzbar. Schwer hielt es, sich zu zerstreuen. Die Bücher, die man in der Nordenskjöld'schen Station besaß, hatte man bald durchgelesen. Aber man las sie immer wieder. Schließlich ergab man sich dem Kartenspiel, dem den ganzen Winter hindurch gehuldigt wurde.

Die Besatzung, die mit ihrem Kapitän Larsen den Winter auf der Pauletinsel zubrachte, lebte von Robbenfleisch, altem Pinguinfleisch und kleinen Fischen. Letztere fing man mit Haken, die sich die Mannschaft aus Zinn goß. Auf diese Art wurden während des neunmonatlichen Aufenthaltes auf der Insel nicht weniger als 20 000 Fische gefangen. Die Insel selbst bot keine Gelegenheit zu großen Ausflügen, denn in anderthalb Stunden konnte man um die ganze Pauletinsel wandern. Sie erhebt sich bis zu 1000 Fuß hoch und bildet einen erloschenen Vulkan. Auf der Spitze des Kraters errichtete die Mannschaft ein Zeichen, woran ein Stück Segeltuch mit den Worten „Antarctic 1903“ befestigt wurde. Dieser Teil der Schiffbrüchigen war wenigstens im glücklichen Besitze von Scheren, Zwirn und Seife, so daß sich die Leute rein halten konnten.

Dozent Andersson und seine beiden Begleiter, Leutnant Duse und ein Matrose, die getrennt von ihnen auf dem Louis Philippeland in einer elenden Steinhütte hausten und nichts besaßen, nahmen dagegen bald das Aussehen von Wilden an. Obgleich sich diese Abteilung nur etwa 20 Kilometer von der Pauletinsel befand, konnten die beiden Parteien doch nicht miteinander in Berührung kommen.

Kapitän Larsen hatte Ende Oktober 1903 mit fünf Begleitern die Pauletinsel verlassen, um die Nordenskjöld'sche Station aufzusuchen. Diese Reise wurde in einem Boot ausgeführt und dauerte zehn Tage, wobei man viel durch Eis und Stürme litt.

Mit Bewunderung hat die Schweden das Eintreffen des argentinischen Hilfschiffes „Uruguay“ erfüllt, denn dieses eiserne Fahrzeug, das ehemals Kriegszwecken diente, ist wenig für Polarreisen geeignet. In der Tat ist auch in der Geschichte der Polarforschung kein Beispiel bekannt, in dem die Entdeckung einer bedrängten Expedition so schnell glückte. Beim Eintreffen in Buenos Ayres war denn auch die argentinische Hilfs-Expedition mit einer beispiellosen Begeisterung empfangen worden, und der argentinische Leutnant Sobral, der zu Nordenskjöld's Ueberwinterungs-

abteilung gehörte, war der Held des Tages. Das Volk spannte die Pferde seines Wagens aus und zog ihn durch die Straßen. Die Begeisterung kam auch den Schweden zugute. Wo sie sich sehen ließen, wurden sie begrüßt.

Für die Reise nach Deutschland hatte die Hamburg-Amerikalinie ihren Dampfer „Tijuca“ kostenfrei zur Verfügung gestellt. Am 6. Januar 1904 traf die Expedition in Hamburg ein, wofür sie feierlich begrüßt wurde. Ueber Kopenhagen begab sich dieselbe dann nach Schweden. Der Expedition wurde natürlich in der Heimat ein glänzender Empfang bereitet. Am 11. Januar traf sie in Stockholm ein, von einer ungeheureren Menschenmenge, von dem Vertreter des Königs, den Ministern u. s. w. jubelnd begrüßt. Nordenskjöld erhielt vom König von Schweden-Norwegen den Nordsternorden, Kapitän Larsen den Wasaorden. Auch die Universität Uppsala veranstaltete den Mitgliedern der Expedition ein großes Fest.



Hippolyte Marinoni, Erfinder und Schriftsteller in Paris.



Der Kaiser von Korea.



Otto Nordenskjöld, der Leiter der geretteten schwedischen Südpolar-Expedition.

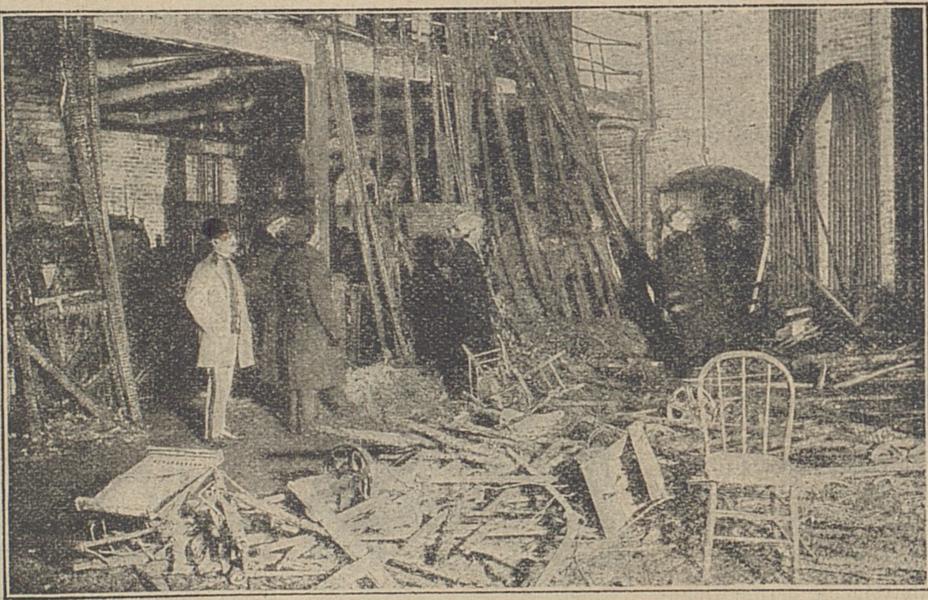
Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Flüchtiges Auge und tändelndes Wesen
Haben wohl nie in den Sternen gelesen —
Jof. Sieberg.

[Georg IV. von England] fühlte sich einst unwohl und schickte zu dem berühmten Arzte Abernethy. „Sagt dem Könige,“ erwiderte dieser dem gefandten Diener, „ich sitze eben beim Frühstück, und sein Bauchgrimmen habe keine Gefahr: er soll sich den Leib reiben und nur einige Glas warmes Wasser trinken, später will ich dann kommen.“ Georg war über diese Antwort nicht wenig enttäuscht und ließ Abernethy für seine Dienste danken. Er schickte dann zu dem ebenfalls angesehenen Arzte Astley Cooper, der ungesäumt kam und dafür außer dem Barontitel ein Honorar von 10,000 Pfund erhielt. Als Abernethy dies erfuhr, meinte er trocken: „Nun ja, ich muß meinen jungen Kollegen doch auch zu etwas verhelfen.“

[Zus Handwerk pfuschen] galt von jeher als ein außerordentliches Verbrechen bei den alten Zünften und Innungen, nicht minder beim Publikum. Ein Pfscher war der Inbegriff alles Unberechtigten und Ungeschickten. Trotzdem aber waren es nichts als Pfscher in andere Handwerke, welche die größten Erfindungen unserer Zeit machten. Ein Buchbindergehilfe (Silbermann) wurde der neuere Meister des Orgelbaues und des Klaviers; ein Barbier (Arkwright) erfand die erste Spinnmaschine; ein Zimmermann (Hargreaves) baute die erste Spinnjenny; es war dies eine nach des Erfinders Tochter Jenny genannte Spinnmaschine, die statt der Streckwalzen die sogenannte Presse besaß, welche das Band festhielt, während die nach Art des Handrades verfertigten Spindeln senkrecht auf einem bewegten Wagen standen, das Ausziehen und Drehen besorgten und beim Rückwärtsfahren das gedrehte Erzeugnis aufwickelten. Ein Strohhuthändler (Jacquard) erfand den neuen Webstuhl; ein Musiker (Herschel) das Teleskop; ein Instrumentenmacher (Watt) die Dampfmaschine; ein Apotheker (Böttcher) das Porzellan; ein Schauspieler (Sennfelder) die Lithographie. Kurz, die meisten Männer, welche dem Handel und der Industrie neue Bahnen eröffneten, waren Pfscher im Sinne jener Zunftgesetze.



Der Theaterbrand in Chicago: Die Bühne nach dem Brande.

[Verkanntes Genie.] Der französische Akademiker Legouwe war in einer Provinzialstadt Pate bei einer Kindtaufe. Als der neue Staatsbürger auf der Bürgermeisterei in das Register eingetragen werden sollte, fragte der Beamte: „Ihr Name?“ — „Legouwe.“ — „Ihr Stand?“ — „Schriftsteller.“ — „Ihre Substanzmittel?“ — „Die Feder.“ — „Sehr gut,“ und der Schreiber notierte im Register: Als Zeuge fungiert Herr Legouwe, Buchdrucker und Federhändler aus Paris.

[Schlagfertig.] „Also,“ sagte der Professor zu einem jungen Studenten, der selten sich im Hörsaal sehen ließ, „also, Sie haben gewiß schon manchen Verrückten vor sich gesehen, z. B. einen, der fortwährend singt und der seine unbegründete Heiterkeit nicht unterdrücken kann. Was würden Sie also in solchem Falle an erster Stelle tun?“ — „Ich würde ihm den Musikanten-Sknochen abnehmen!“ lautete die rasche Antwort.

[Kathi] hat die Küche voll Besuch und unterhält sich ausgezeichnet. — Hausfrau (die zu Bette gehen will, oben von der Treppe aus herabrufend): „Kathi, es ist zehn Uhr!“ — Kathi: „Danke Ihnen schön, gnädige Frau! Und möchten Sie wohl so freundlich sein, mir's zu sagen, wenn's zwölf Uhr ist?“

[Beruhigung.] Mann (mürrig): „Nun hast Du doch den Gut zu 30 Mark genommen; der zu zwanzig war ja bedeutend hübscher!“ — Frau: „Beruhige Dich, Männchen, den hab ich ja auch genommen!“

[Vom Kasernenhof.] Unteroffizier: „Was sind Sie in Ihrem bürgerlichen Beruf?“ — Rekrut: „Holzschneider!“ — Unteroffizier: „Die Feintuerei nützt Sie nichts — bleiben wir hübsch beim Holzhacker!“

[Verlockende Anzeige.] Von heute ab kostet das Zahnziehen bei mir nur noch 50 Pfennig pro halbe Stunde. Schmerzreich, Barbier.

[Diese Mütter.] Klein Lieschen: „Ich kann nicht begreifen wie die Kühe Gras essen können.“ — Klein Trudchen: „Wahrscheinlich haben ihre Mamas immer zu ihnen gesagt: Wenn Ihr kein Gras eßt, friegt Ihr keinen Kuchen!“

[Zeitgemäße Anzeige.] Eine kleine Kücheneinrichtung, ganz neu, wird gegen ein Fahrrad zu vertauschen gesucht.

[An Krankenbetten zu beachten.] Das heftigste Beobachten und vorsichtige Schließen, die allzu deutlich zur Schau getragene Besorgnis, das geheimnisvolle Zusehen und Zischeln in der Nähe des Krankenlagers kann auf den noch bei Besinnung befindlichen Patienten nur bestemmend und daher schädlich wirken.

[Rindfleisch mit Kräutern.] Sechs Personen. 2-3 Stunden. Ein gut zurechtgemachtes Filet legt man in eine Kasserolle, deren Boden dicht mit feinen Speckscheiben bedeckt ist, gibt das nötige Salz und ein halb bis dreiviertel Liter leichte Brühe oder Wasser, einige Zwiebeln, zerhackten Wurzelwurz, eine kleine in Scheiben geschnittene Pfefferwurde, einige Stiele Thymian, etwas Estragon und Gewürz dazu und läßt das Fleisch unter öfterem Begießen im Bratofen gar dampfen. Wenn es herausgenommen ist, wird die Sauce durch ein Sieb gerührt, mit ein wenig in Wasser glattequirtem Kräftmehl feinigt gekocht, mit 6-8 Tropfen Maggi's Würze vollendet und angerichtet.

[Wenn man Sauerkraut oder eingesalzene Bohnen] herausnehmen will, wasche man sich recht sauber die Hände, nehme eine gleichmäßige Schicht heraus, so daß keine Vertiefungen entstehen, und drücke die Oberfläche wieder ganz eben und fest. Ist das Weinessig, mit welchem man Kraut oder Bohnen bedeckt, mit Schimmel behaftet, so muß es mit heißem Wasser gut gewaschen werden, ebenso Deckbrettchen und Stein, bevor man sie wieder darauf legt. Hat sich an der Innenwand des Fasses oder Topfes Schimmel angehängt, so nehme man ihn, nachdem das gereinigte Tuch wieder übergedeckt ist, mit einem feuchten Tuche ab. Sollte das Sauerkraut oder die Bohnen zu trocken werden, so wird etwas Salzwasser darübergegossen.

[Böhmischer Kuchen.] Sechs Eier klopft man schaumig, rührt so viel Zucker, als die Eier wiegen, und ebensoviel mit zwei Teelöffeln Backpulver vermisches Mehl darunter, daß man einen gutgegangenen Teig erhält. Unter diesen mischt man rasch 125 Gramm geröblich geriebene Schokolade, 50 Gramm gestoßene süße Mandeln und 20 Gramm zerfeinertes Zitronat, füllt dann den Teig in eine vorgerichtete Form und bäckt den Kuchen bei Mittelhitz eine Stunde. — Lange haltbar.

[Will man Rosen als Zimmerpflanzen kultivieren.] so stellt man den Rosentopf in einen zweiten Topf, welcher 4-6 Zentimeter weiter ist, und füllt den Zwischenraum mit zerhacktem Moos aus.

[Zur Verhinderung des Verquellens des Holzes], besonders der ungeschügten Holzlächer bei Fenstern, Türen u. s. w., bestreicht man dieselben bei trockenem Wetter mit einer gefärbten Lösung von Paraffin in Benzol mittelst eines feinen Haarpinsel. Das Benzol dringt sehr schnell in das Holz ein und nimmt mit sich hinein so viel Paraffin, daß die Außenfläche ganz glatt wird.

[Ritt für Manarier] erhält man durch Mischung von gleichen Teilen Schwefelblüte, gestoßenem Salznat und Eisenfeilspänen mit so viel gutem Leinölfirnis, bis eine feste, bequeme zu verarbeitende Masse entstanden ist. Um Tintenflecke von Papier spurlos zu beseitigen, verfähre man also: Durch eine konzentrierte (starke) Lösung von Oxal- oder Sauerfleisssäure ziehe man mehrmals dickeres Löschpapier und lasse es rasch trocknen. Man achte aber darauf, daß das Löschpapier nicht seine Saugkraft verliere. Wenn man mit diesem also vorbereiteten Löschpapier auf den Tintenfleck drückt, so verschwindet derselbe.

Homogramm.

A		A		B		
	D		D			
		E	E			
E	E	S	U	M	N	N
			N	D	P	
	N		N		S	
S			T			U

Scharade.

Die Erst gibt eine Farbe an,
Das And're ziert manchen Mann.
Hält Du vereint das Silbenpärdchen,
Dann ist's ein Held in einem Märchen.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die senkrechte und waagrechte Laufrinne, dann die linke und rechte Diagonale, von oben nach unten: 1. eine deutsche Stadt, 2. desgleichen, 3. desgleichen, 4. desgleichen.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer:

Auflösung des Diamanträtsels:

M	u	t									
B	a	s	e	l							
S	c	h	w	a	l	b	e	n			
S	t	i	b	e	n	v	o	e	g	e	l
S	t	a	v	r	i	e	r	i	t		
S	c	h	e	r	e	n					
S	c	h	e	r	b	e	r				
S	t	i	e	r							
U	t	e									

Auflösung des Logogriffs:
Dollars — Dollart

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.